



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

R., A.: Schliemanns Ilios.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Zeugnisse seiner Thätigkeit, theilweiser Erfolge, theilweiser Niederlagen. Ob er irgend einem andern Beruf neben der Schriftstellerei angehörte, ist nicht nachzuweisen. Von 1621 tritt er in den Vordergrund, von 1623, wo die Tragödie „Der Herzog von Mailand“ erschien, wurde er den besten Namen hinzugezählt, etwa seit 1630, wo die Rivalen und Genossen Shakespeares einer nach dem andern geschieden waren und Ben Jonsons Kraft durch Alter und Krankheit erlahmte, galt er als die bedeutendste Dichterkraft, kurz vor dem Untergang des altenglischen Theaters starb er „in seinem Hause“ Bankside und ward am 18. März 1639 beerdigt. Es scheint, daß er als Katholik starb; er mußte in diesem Falle während seines Lebens zur alten Kirche übergetreten sein. Massingers Werke zeigen deutlich, daß der Zug der Zeit mehr nach einem rhetorischen Drama zu gehen begann; aber welche Lebensfülle, welcher Kern wirklicher Handlung und Menschen Darstellung ist neben der rhetorischen Diction in eben diesen Werken noch bewahrt! Alles in allem ergibt sich klar, daß es keine ausgelebte und überlebte Kunst war, welcher die Parlamentsgedichte von 1642 und 1647 mit dem Verbot der Theater ihren natürlichen Boden entzogen.



Schliemanns Ilios.*



erade ein Jahrzehnt ist verflossen, seit Heinrich Schliemann den ersten Spatenstich auf dem Burgberge von Hissarlik in der Ebene von Troas gethan hat. Nachdem seine ersten Ausgrabungen in den Jahren 1871—73 reiche materielle Resultate erzielt hatten, nahm er sie 1878 wieder auf und machte bis zum Jahre 1879 von neuem zahlreiche, wenn auch minder werthvolle Funde, die er dann mit den frühern nach England hinüberschaffte, wo sie längere Zeit im Kensingtonmuseum in London ausgestellt waren. Als im Januar dieses Jahres zuerst das Gerücht nach Deutsch-

*) Nachdem wir im 9. Hefte d. Bl. einen Aufsatz gebracht: „Schliemanns Trojanische Sammlung“, der lediglich den Zweck verfolgte, auf die Bedeutung der Schliemannschen Schenkung hinzuweisen und seine Verdienste um die Wissenschaft gegen die Spöttereien Urtheilsloser sicherzustellen, schließen wir diesem Aufsätze einen zweiten an, der sich mit der neuesten voluminösen Publikation Schliemanns beschäftigt. Es liegt auf der Hand, daß dieser zweite Artikel einen wesentlich andern Standpunkt einnehmen muß als der erste. D. R.

land herüberkam, Schliemann habe die Gesamtergebnisse seiner trojanischen Ausgrabungen dem deutschen Volke zum Geschenk gemacht, wurde diese Kunde mit gerechtem Zweifel aufgenommen. Hatte sich doch Schliemann, seit er berühmt zu werden anfing, herzlich wenig um Deutschland gekümmert. Hatte er doch stets seinen Schwerpunkt in England gesucht und gefunden, wo seine phantasievollen Doctrinen schnell eine gläubige Gemeinde fanden, wo die „Times“ ihm bereitwilligst ihre Spalten öffnete, wo selbst nüchterne Staatsmänner auf eine Weile die Verdrießlichkeiten der Orientpolitik vergaßen, um in der Erinnerung an Achill und Hektor zu schwelgen. Aber die Schenkung ist wirklich zur Thatsache geworden. Der Kaiser hat die Schenkung im Namen des deutschen Reiches angenommen und dem Geber in schlichten Worten gedankt. Er hat ferner angeordnet, daß die trojanische Sammlung Schliemanns ihre definitive Aufstellung in dem im Bau begriffnen Museum für Ethnologie finden soll. In der Erläuterung, welche die kaiserliche Verordnung im „Reichsanzeiger“ begleitet, ist auf die hohe wissenschaftliche Bedeutung und den Werth dieser Schenkung in Ausdrücken hingewiesen worden, welche hoffentlich die nähere wissenschaftliche Untersuchung der „trojanischen Alterthümer“ rechtfertigen wird. Denn zunächst ruhen dieselben noch in Kisten verpackt, da Schliemann sich ihre Aufstellung und Ordnung selbst vorbehalten hat. Bis zum Mai, wo dieselbe erfolgen soll, wird man also mit einem auf Autopsie gegründeten Urtheil zurückhalten müssen.

Indessen wird es schon jetzt nicht ohne Nutzen sein, das literarische Material, welches von den zunächst beteiligten zur Beurtheilung der Frage beigebracht worden ist, zu prüfen. Diese Aufgabe ist uns insofern leicht gemacht, als dasselbe sich in einem fast 900 Seiten umfassenden Bande vereinigt findet, welchen Schliemann unter dem Titel „Ilios, Stadt und Land der Trojaner. Forschungen und Entdeckungen in der Troas und besonders auf der Baustelle von Troja“ herausgegeben hat (Leipzig, Brockhaus, 1881). Als Schliemann im Jahre 1874 eine Sammlung von Briefen, die er unter dem unmittelbaren, berauschenden Eindrucke seiner Entdeckungen geschrieben, in die Welt sandte, war es leicht, diese unreifen, dilettantischen Declamationen in ihrer ganzen Verworrenheit und Wichtigkeit bloßzulegen. Damals stand Schliemann ganz allein. Das Rüstzeug seiner Gelehrsamkeit war höchst lückenhaft, und er stolperte bei jedem Schritt über seine eignen Füße. Inzwischen aber hat er es verstanden, durch seine unermüdete Betriebsamkeit, durch sein großes Geschick, den Specialinteressen von Gelehrten aller Fächer zu schmeicheln, durch seinen lebenswürdigen Enthusiasmus, dem sich auch der Widerstrebende gefangen giebt, eine ganze Cohorte von Männern der Wissenschaft um sich zu versammeln, die zu seinem neuen Buche Beiträge geliefert haben und demselben — auf den ersten Blick — den Charakter einer internationalen

literarischen Arbeit aufprägen. Es scheint, als habe Schliemann es für nöthig gefunden, seine „trojanische Burg“ mit einer ganzen Schaar von „spanischen Reitern“ zu umgeben, um die Gegner möglichst einzuschüchtern. Der berühmte Egyptologe Heinrich Brugsch-Bey hat über Hera Boopis und die Beziehungen zwischen Troja und Aegypten gehandelt, Prof. A. H. Sayce bespricht die in Hissarlik gefundenen Inschriften, A. S. Duffield die verlorne Kunst der Kupferhärtung, die Botaniker P. Ascherson, Th. v. Heldreich und F. Kunz geben ein Verzeichniß der aus der Troas bekannten Pflanzen, Prof. F. P. Mahaffy stellt Untersuchungen an über das Verhältniß von Novum Pium zum Ilios des Homer, Max Müller in Oxford ergeht sich über das Hakenkreuz, das indische Svastika, und Prof. Virchow, der auch die Vorrede geschrieben hat und dem das ganze Buch gewidmet worden ist, hat dasselbe außerdem noch mit zwei Abhandlungen geschmückt: „Troja und Hissarlik“ und „Arztliche Praxis in der Troas.“ Es braucht wohl nicht erwähnt zu werden, daß alle die genannten und die andern Gelehrten, welche Schliemann zur Mitarbeiterschaft herangezogen hat, von der Wahrheit seiner Hypothese, daß Hissarlik mit dem Ilios des Homer identisch sei, vollständig durchdrungen sind. Nur Max Müller liefert keinen Baustein, welcher das phantastische Gebäude Schliemanns unterstützen könnte. Um seine Meinung über das Haken- oder Henkelkreuz (卐) befragt, welches sehr häufig als Ornament auf Thongefäßen der von Schliemann sogenannten „dritten, prähistorischen Stadt“ vorkommt, giebt er sein Urtheil dahin ab, daß dieses unter dem Namen Svastika bekannte Symbol in Indien nicht vor dem vierten Jahrhundert vor Christo nachzuweisen ist. Dadurch würde Schliemanns Theorie, welche die dritte der sieben Städte, deren Trümmer er in dem Burgberg von Hissarlik gefunden zu haben glaubt, für das homerische Troja in Anspruch nimmt, einen empfindlichen Stoß erleiden. Dann wäre dieses Troja, dessen Zerstörung nach der gewöhnlichen Chronologie doch um das Jahr 1000 erfolgt sein müßte, mindestens 600 Jahre jünger. Max Müller macht am Schlusse jedoch die tröstliche Bemerkung: „Identität der Formen beweist in der Archäologie ebensowenig Identität des Ursprungs, wie Identität des Lautes eine solche in der Etymologie beweist.“ Es ist also Schliemann nach der scharfsinnigen Abhandlung des großen Sprachforschers unbenommen, das Hakenkreuz in eine beliebige prähistorische Zeit zu versetzen.

Virchow hat übrigens auch in seiner Vorrede gezeigt, daß die Politiker der Fortschrittspartei des diplomatischen Talentes keineswegs so haar sind, wie es ihnen ihre Gegner, wenn sie ihnen die Regierungsfähigkeit absprechen, zum Vorwurf machen. In der Generalfrage, daß nämlich das Ilios Homers auf dem Berge von Hissarlik und nicht auf den Höhen des weiter südlich gelegnen Bunarbashi zu suchen sei, ist er zwar mit Schliemann einig. In vielen Detail-

fragen aber, deren Beantwortung in Schliemann'schem Sinne für dessen ganze Hypothese sehr wesentlich ist, weicht er von seinem leicht erregbaren Freunde ab. So will sich z. B. der nüchterne Naturforscher und Anthropologe durchaus nicht davon überzeugen lassen, daß die in der dritten Stadt, also im homerischen Troja gefundenen Gesichtsurnen den Kopf einer Gule zeigen. „Soviel ich sehe (und jeder nüchterne Forscher wird ihm darin beipflichten), giebt es keine einzige trojanische Gesichtsurne, welche einen wirklichen Gulenkopf besäße oder bei welcher der betreffende Theil des Gefäßes ganz vogelartig gestaltet wäre. Naturwissenschaftlich gesprochen, ist der Typus der Bildung an diesem Obertheil menschlich, und nur innerhalb der menschlichen Umrisse und Verhältnisse sind die Nase und die Augengegend eulenartig. Das Ohr dagegen ist stets nach menschlicher, niemals nach Eulenart angefügt.“ Schliemann hält dagegen mit der Zähigkeit eines Dilettanten der Wissenschaft, der sich einmal in eine a priori angenommene Theorie verbissen hat, an seinen „Gulenkopfurnen“ fest. Bilden sie doch ein Hauptglied in der Kette seiner Schlüsse, durch welche er die Identität seiner dritten Stadt mit der Wüste des Königs Priamos beweisen will. Den Namen hat er übrigens, wie wir hier in Parenthese bemerken wollen, in seinem neuen Buche fallen lassen. Er spricht vorsichtigerweise immer nur vom „Stadthaupt.“ Virchow bedauert, daß Schliemann sich durch die Angriffe seiner Gegner habe einschüchtern lassen. Es sei doch so schön, für die Heldengestalten der Iliade, welche unsre jugendliche Phantasie begeisterten, endlich eine Stelle gefunden zu haben, welche man sich von ihnen bevölkert vorstellen könne!

Wir wollen dem großen Gelehrten nicht weiter in das Land seiner Phantasie folgen, sondern uns enger an die Thatfachen halten. Wie es schon andre vor ihm gethan haben, weist auch Virchow auf die höchst auffällige Verwandtschaft der in Troja gefundenen Gesichtsurnen mit den gleichen Thongefäßen hin, die schon seit längerer Zeit in „Pomerellen und Ostpommern bis nach Posen und Schlesien, in einem auffallend abgegrenzten Gebiet“ aufgefunden werden. Dieses Gebiet ist, wie wir hier ergänzend hinzufügen wollen, nicht so auffallend abgegrenzt, als Virchow zu glauben scheint. Gesichtsurnen sind auch bei Mainz, in Oppern und Etrurien zum Vorschein gekommen. Man hat alle diese Gefäße bisher auf keltischen Ursprung zurückgeführt und in ihnen Reste jener großen Wanderungen und Ansiedlungen gesehen, welche der keltische Volksstamm seit dem vierten Jahrhundert vor Christo unternommen hat. Daraus würde sich zum zweiten Male ein fatales Präjudiz für die Zeitbestimmung der Schliemann'schen Funde ergeben. Dagegen haben wieder zahlreiche Erfahrungen gelehrt, daß sich gewisse Gefäßformen Jahrhunderte hindurch in naiver Ursprünglichkeit erhalten haben. Man wird also niemals mit Sicherheit bestimmen können,

wann und bei welchem Volke eine keramische Form zum ersten Male aufgetreten ist und wann sie wieder verschwunden ist, um einer höher entwickelten oder durch Zurücksinken auf eine niedere Culturstufe roher gewordenen Platz zu machen.

Wenn doch die Herren, die sich mit anthropologischen und verwandten Forschungen beschäftigen, so ehrlich sein wollten, einzugestehen, daß sie noch immer im Vorhof dieser jungen Wissenschaft stehen, daß sie noch so gut wie nichts wissen und daß es noch hunderte solcher Funde bedarf, wie sie Schliemann gethan hat, um ein halbwegs festes Gerüst zu zimmern, mit dessen Hilfe sie den Bau beginnen können. Virchow scheint das sehr wohl zu empfinden, da er mit großer Vorsicht jeder Frage nach dem Alter der Schliemannschen Funde aus dem Wege geht. Die Verantwortung für alles Chronologische überläßt er seinem Freunde, der mit der Bezeichnung „prähistorisch“ äußerst freigebig verfährt.

Schliemanns eigne Arbeit unterscheidet sich von seinem ersten Buche über Troja sehr vortheilhaft. Freilich haben wir in der deutschen Ausgabe nicht das Original Schliemanns, sondern nur eine Uebersetzung aus dem Englischen vor uns, in welcher Sprache Schliemann sein Buch zuerst niedergeschrieben hat. Der Generalstab von Gelehrten, mit welchem er sich umgeben hat, wird ihn vor manchem der ergötzlichen Schnitzer bewahrt haben, an denen seine frühern Arbeiten, selbst das Buch über Mykenae, sehr reich sind. Durch die kolossale Masse von Anmerkungen und Citaten aus classischen und nichtclassischen Schriftstellern hat das Werk sogar einen gelehrten Anstrich erhalten; aber man kann nicht behaupten, daß es dadurch lesbarer geworden sei. *Μέγα βιβλίον, μέγα κακόν.* So weiterschweifig und ermüdend kann eben nur einer schreiben, der seine Bücher auf eigne Kosten drucken läßt und dabei mit seinem Gelde nicht zu sparen braucht. Jedes der abgebildeten Fundobjecte — es sind fast 2000 — ist mit einem Commentar versehen; nicht die armseligste Thonscherbe schlüpft durch, ohne daß ihr eine tiefsinnige Bemerkung angehängt würde. Und nicht genug damit: auch die Unterschriften der einzelnen Abbildungen enthalten — echt dilettantisch — allgemeine Urtheile, wie z. B. Nr. 1452: Sonderbarer Gegenstand aus Terra-cotta. Nr. 1454: Sehr schöner weiblicher Kopf. Nr. 1475 a, b: Merkwürdiger bronzener Schlüssel u. dgl. m. Wie ganz anders würde Schliemanns Buch wirken, wenn er die Logik der Thatfachen für sich allein sprechen ließe und seine phantastischen Excurse nicht überall störend in die Darstellung des objectiven Sachverhalts eingezwängt hätte. Mit wahrhaft rührender Ausdauer spannt er sein Hissarlik und die umgebende Ebene auf das Prokrustesbett der homerischen Gesänge. Bald muß er da ein Stück abhauen, welches über den Rand hinausragt, hier ein Stück auseinanderzerren, weil sich eine unausfüllbare Kluft

zeigt. Virchow hat ihm bei der Lösung der Cardinalfrage, ob der Burgberg von Hissarlik wirklich das Troja der Iliade sei, wacker beigestanden. Auch er findet, daß die landschaftlichen Schilderungen Homers auf die Ebene und die Hügel von Hissarlik passen, kann aber nicht umhin einzugestehen, daß manche der vom Dichter erwähnten Züge in dem Gesamtbilde dieser Landschaft fehlen. Namentlich stimmt der Lauf und der Charakter der Flüsse nicht mit der Beschreibung Homers überein. Doch glaubt Virchow annehmen zu dürfen, daß der Skamander im Laufe der Jahrhunderte sein Bett verändert habe. Er und Schliemann sind also genöthigt, immer noch zu gewagten Hypothesen zu greifen, um ihre Ansicht haltbar zu machen. Schliemann ist sogar neuerdings so skeptisch geworden, daß er, der früher fast an den einen und untheilbaren Homer geglaubt hat, jetzt das letzte Buch der Ilias für apokryph erklärt, weil gewisse topographische Andeutungen desselben nicht mit seinen Entdeckungen übereinstimmen.

Es ist bezeichnend, daß die Zahl der wissenschaftlichen Gegner Schliemanns, welche sich zu seiner Troja-Hypothese nicht bekennen wollen, in den letzten Jahren gewachsen ist. Schliemann führt alle seine Gegner sehr gewissenhaft auf. Zu den Begründern und ersten Verfechtern der „Bunarbashi-Theorie“, Lechevalier, Choiseul-Gouffier, Heyne und Carl Gotthold Lenz, sind später hinzugekommen: William Gell, Oberst Leake, v. Prokesch-Osten, Charles Fellows, Texier, Forchhammer, Welcker, Kiepert, neuerdings, also nach den Schliemannschen Entdeckungen, Curtius, Conze und Stark, drei Bieren der archäologischen Wissenschaft. Von besonderm Interesse ist, daß auch Graf Moltke sich und zwar aus militärischen Gründen für Bunarbashi entschieden hat. In seinen, kürzlich neu aufgelegten „Briefen über Zustände und Begebenheiten in der Türkei aus den Jahren 1835—1839“ sagt er darüber: „In der nähern Bestimmung weichen die Gelehrten etwas von einander ab; wir, die wir keine Gelehrten sind, ließen uns einfach von einem militärischen Instinkt an den Ort leiten, wo man (damals wie heute) sich anbauen würde, wenn es gälte, eine unersteigbare Burg zu gründen.“

Die Zahl derer, die sich für Schliemann erklärt haben, ist bei weitem geringer, und ihre Namen fallen auch nicht so schwer ins Gewicht, wie die der Gegner. Außer einigen mecklenburgischen Gelehrten, deren Beweisführung doch nicht ganz frei von Localpatriotismus sein dürfte, und außer einigen französischen Journalisten, welche die Argumente Schliemanns auf Treu und Glauben angenommen haben, weiß der letztere nur folgende anzuführen: Grote, den Verfasser der *History of Greece*, Julius Braun, den phantastischen Autor der „Geschichte der Kunst in ihrem Entwicklungsgang durch alle Völker der alten Welt,“ den englischen Archäologen Newton, den englischen Consul Frank Calvert, die französischen Archäologen Emil Burnouf und François Lenormant und Grenzboten I. 1881.

endlich den englischen Premier Gladstone. Dazu treten dann die schon erwähnten Mitarbeiter Schliemanns, Virchow an der Spitze.

Wer etwas auf wissenschaftliche Autoritäten giebt, dem wird es nicht schwer fallen, sich für die eine der beiden Gruppen zu entscheiden. Um Schliemann gruppirt sich eine aus sehr disparaten Elementen zusammengesetzte Gesellschaft; Consuln, Staatsmänner, Natur- und Sprachforscher werden aufgerufen, um eine Theorie zu stützen, welche von den hervorragenden Topographen Englands und Frankreichs, von den ersten Archäologen Deutschlands als irrig bekämpft wird.

Wir wollen uns damit begnügen, auf diesen neuen „trojanischen Krieg“, der nun auch schon zehn Jahre lang wüthet, hinzuweisen. Für die Beurtheilung der Schliemannschen Funde ist die Frage, ob Hissarlik Troja war oder nicht, von sehr untergeordneter Bedeutung. Nimmt doch selbst Virchow an, daß, die Identität Hissarlik mit Troja vorausgesetzt, das Troja des Dichters immer noch eine poetische Fiction sei, da eine Stadt, wie sie Homer beschreibt, niemals auf dem Burgberge von Hissarlik gestanden haben könne, weil derselbe für eine Stadt viel zu klein ist. „Unser Ilios,“ sagt Virchow, „ist kaum eine Stadt zu nennen. Wir würden in unsern Landen eine solche Anlage einen Burgwall oder einen Schloßberg nennen.“ Diese Beobachtung scheint mir für die Entscheidung der ganzen Frage nicht bloß wichtig, sondern geradezu der Angelpunkt zu sein, um welchen sich die ganze Discussion zu drehen hat. Hat der Dichter der Iliade die Landschaft wirklich selbst gesehen und sie nicht nach Hörensagen beschrieben, so ist Hissarlik nicht Ilios und letzters anderswo zu suchen. Hat er sie aber nicht aus eigener Anschauung kennen gelernt, so ist seine ganze Localschilderung eine poetische Paraphrase, die einen äußerst geringen topographischen Werth besitzt und namentlich nicht auf die Befunde des Innern des Burgberges anzuwenden ist. Oder ein drittes: er hat die Landschaft wirklich besucht und aus ihr allgemeine poetische Inspirationen gezogen, so ist seine Detailschilderung noch viel weniger auf das Ergebnis der Funde anzuwenden. Am allerwenigsten hat man aber das Recht, die von Homer beschriebenen Geräthe, Waffen u. dgl. mit den Fundgegenständen zu identifiziren. Eine objectiv, vorurtheilsfreie Würdigung der letztern wird erst in dem Augenblicke beginnen, wo man den Homer ganz bei Seite legt und jedes einzelne Stück aus sich selbst heraus zu erklären sucht.

Diese Gelegenheit wird uns nun ja in Berlin geboten werden. Bei der Untersuchung müssen wir uns freilich auf die Fundberichte Schliemanns verlassen. Er will im Burgberge von Hissarlik, dessen Inneres er durch Ausgrabung eines großen Trichters erschloß, nacheinander die Spuren von „sieben Städten“ entdeckt haben, deren jede in seiner Sammlung durch zahlreiche Fundstücke vertreten

ist. Wenn man aus dem Schweigen Virchows einen Schluß ziehen darf, so scheint er sich gegen diese Sieben-Städte-Theorie skeptisch zu verhalten. Und in der That spricht eine siebenmalige Bebauung derselben Stätte ganz gegen die Gewohnheiten des Alterthums. Man vermied eher solche Neusiedlungen auf einer zerstörten oder verlassenen Stätte, als daß man sie suchte. Nach dem Glauben der alten Völker haftete Fluch an einem Orte, den der Zorn der Götter also gestraft hatte.

Von den sieben Städten Schliemanns sind nicht weniger als fünf „prä-historisch“, d. h. solche, deren Einschlüsse sich nicht historisch fixiren lassen. Die dritte dieser Städte, von unten gerechnet, ist durch eine Feuersbrunst zerstört worden, deren Gewalt so furchtbar war, daß „die Lehmwände der Gebäude zusammenschmolzen und flüssig wurden wie Wachs, sodaß noch jetzt erstarrte Glaspfropfen Zeugniß ablegen von der gewaltigen Glut“. „Welch ungeheures Feuer muß es gewesen sein — schreibt Virchow von dieser Trümmerstätte — das diese Herrlichkeit gefressen hat! Man meint das Knittern des Holzwerks, das Krachen der stürzenden Gebäude zu hören! Und welch ein Reichthum ist trotzdem aus der Asche zu Tage gekommen! Ein Goldschatz nach dem andern bot sich dem erstaunten Auge dar. In jener fernen Zeit, wo der Mensch noch so wenig vorgeschritten war in der Kenntniß der Erde und seiner eignen Kraft, in jener Zeit, wo, wie der Dichter es schildert, die Söhne des Königs Hirten waren, da muß ein solcher Besitz von Edelmetall und noch dazu in der feinsten und kostbarsten Bearbeitung weit und breit bekannt geworden sein. Der Glanz dieses Stammeshäuptlings muß den Neid und die Habgier wachgerufen haben, und der Sturz seiner hohen Burg kann nichts anders bedeuten als den Sturz seines Geschlechts.“

Dieser Goldschatz also war die schöne Helena, um welche der trojanische Krieg entbrannte. Eine etwas nüchterne Erklärung, die aber noch dadurch eine weitere Stütze erhält, daß jener Schatz aus Beutestücken bestand, welche die Insassen des Burgbergs wahrscheinlich phönizischen Kaufleuten abgenommen hatten, die diese Kostbarkeiten nach Hellas verkaufen wollten. Auch dafür ist Virchow unser Gewährsmann. „Dem offenbar,“ sagt er, „haben wir hier nicht das Product einheimischer Arbeit, sondern Handels- oder Beuteartikel aus der Fremde vor uns. Es ist der Stil des Ostens, namentlich Assyriens, der uns darin entgegentritt. Die gebrannte Burg mußte demnach der Sitz eines großen und glücklichen Helden oder Heldensohns sein, der in seinem, wenn auch kleinen, so doch festen Heim die seltensten Kostbarkeiten aufgehäuft hatte.“ Man könnte an Stelle dieses prähistorischen Maritänensammlers ebensogut annehmen, daß auf dem Burgberge, der nach beiden Seiten einen prächtigen Ausguck auf das Meer gewährt, eine Gesellschaft von Räubern gehaust hätte, die sich mit dem Weg-

fangen phönizischer Schiffe beschäftigten, welche in der grauen Vorzeit bekanntlich — mittelst Küstenfahrt — den Zwischenhandel zwischen dem asiatischen Osten und den Küstenstädten Griechenlands besorgten. Geben uns die Herren Virchow und Schliemann aber erst einmal das Recht, in den auf Hissarlik gefundenen Goldschätzen Beutestücke zu sehen, so haben sie damit der Conjectur einen sehr weiten Spielraum gelassen. Es liegt dann gar nicht mehr die Nothwendigkeit vor, daß diese Goldgegenstände, mögen sie nun von den Bewohnern Hissarliks auf dem Wege des Handels oder dem des Seeraubs zusammengebracht sein, in derjenigen Zeit erworben und später vergraben worden sind, deren Kunstcharakter sie hinsichtlich der Form und der Ornamentik an sich tragen. Wie wenig gerade die Ornamente für die chronologische Bestimmung der Goldgefäße u. s. w. maßgebend sind, beweist der von dem Petersburger Archäologen Stephani gegen Schliemann gemachte Einwurf. Stephani hat nämlich aus einer auffälligen Verwandtschaft der in Troja und Mykenae gefundenen Goldsachen mit gleichen Funden aus südrussischen Gräbern, die erweislich dem ersten Jahrhundert nach Christo angehören, den Schluß gezogen, daß auch die mykenischen und trojanischen Funde nachchristlichen Ursprungs sind. Er glaubt, daß die Heruler, die sich längere Zeit im südlichen Rußland angesiedelt hatten und im Jahre 267 n. Chr. einen Raubzug nach Kleinasien und Griechenland, auf welchem sie auch die Troas berührten, unternahmen, diese Schätze in Mykenae, wo sie ihre gestorbenen oder im Kampfe gefallenen Krieger begruben, in Troja, wo sie vielleicht von den Einwohnern überfallen wurden und in der Eile den großen Schatz, der, wie sich aus den vorgefundenen Spuren erkennen läßt, in eine Kiste verpackt war, nicht mitnehmen konnten, zurückgelassen haben. Die Stephani'sche Hypothese hat begreiflicherweise den Zorn des Herrn Schliemann ganz gewaltig erregt, und es entspann sich in Folge dessen in russischen Blättern eine lange Polemik, in deren Verlauf Herr Schliemann an die Stelle seines sonstigen „liebenswürdigen Enthusiasmus“ einen recht unangenehmen Fanatismus treten ließ.

Wir wollen uns hier nicht mit der Frage beschäftigen, inwieweit die Hypothese des Petersburger Gelehrten begründet ist. Es kommt uns hier nur darauf an, ein übersichtliches Resumé über den gegenwärtigen Stand der Trojafrage zu geben, welches zur vorläufigen Orientirung dienen soll, ehe wir uns auf Grund eigener Anschauung mit den Schliemann'schen Fundgegenständen selbst beschäftigen. Zu diesem Zwecke sei auch noch eine andre Meinung erwähnt, die, wenn ich mich recht erinnere, besonders von Ernst Curtius vertreten wird und derzufolge die meisten der Thon- und Goldgegenstände auf die gallische Invasion Kleinasiens im dritten Jahrhundert vor Chr., also auch auf spätern barbarischen Ursprung zurückgeführt werden.

Auf die dritte, die „verbrannte Stadt,“ läßt Schliemann noch eine vierte und fünfte prähistorische Stadt folgen und betritt erst mit der sechsten, der sogenannten „lydischen Stadt,“ den Boden der Geschichte. Diese Stadt, von der Schliemann keine Ruinen gefunden hat, baut er freilich auf einem sehr schwanken Grunde auf. Er hat nämlich in einer Tiefe von durchschnittlich 6 Fuß, bisweilen auch von nur 3—4 Fuß, eine Menge von Thonscherben und Gefäßen ausgegraben, die mit den in den Gräberfeldern von Rovio, Volterra, Bismanova, Villanova und andern Orten Italiens gefundenen große Ähnlichkeit haben. Da nun nach Herodots Bericht Etrurien um 1200 v. Chr. durch Lydier colonisirt worden ist, glaubt Schliemann auch eine Colonisation Hissarlik und der Troas durch lydische Einwanderer annehmen zu müssen. Für eine viel spätere Zeit, für das siebente Jahrhundert, ist die Herrschaft der Lydier in der Troas historisch bezeugt. Man kann sich darnach ungefähr einen Begriff machen, wie alt sich Schliemann seine prähistorischen Städte denkt, wenn er die erste historische Stadt in das zwölfte Jahrhundert versetzt.

Die siebente und letzte Stadt ist Neu-Ilium, welches von den macedonischen Zeiten bis ins dritte Jahrhundert nach Christo florirte. In den Ruinen eines dorischen Apollontempels fand Schliemann eine Metope, welche den Sonnengott auf einem Biergespann in vortrefflicher Arbeit zeigt. Man glaubt, daß diese Sculptur dem vierten Jahrhundert vor Christo angehört. Sonst hat er die Ruinen Neu-Iliums meist zerstören müssen, um nach dem, was er suchte, nach seinen prähistorischen Städten vordringen zu können.

Wie aber auch das Urtheil der Wissenschaft über die Funde Schliemanns ausfallen mag, der kühne, unermüdlige Schatzgräber, der sich durch den bittersten Spott nicht von der Erreichung seines phantastischen Zieles abschrecken ließ, hat jedenfalls aus den Tiefen der Erde, in Mykenae sowohl wie in Hissarlik, ein gewaltiges Material zu Tage gefördert, dessen wissenschaftliche Verarbeitung geraume Zeit in Anspruch nehmen und das den Alterthumsforschern noch manche Räthsel aufgeben wird. Abgelöst von der Troja-Hypothese werden die Funde unbefangen auf ihren Ursprung geprüft werden müssen, und vielleicht wird sich dann auf Grund eines objectiven Standpunktes ein klareres und unzweideutigeres Resultat ergeben, als es Schliemann in seinem voluminösen Werke zu erzielen im Stande war. Hoffen wir, daß dieses Ergebniß dem „Wiederentdecker Trojas“ keine allzuherben Enttäuschungen bereite.

Berlin.

H. R.

